

HENRY D. SCHUSTER

VON
STERBFRITZ
NACH
LAS VEGAS

(2011)

System an unseres anpasste. Auch sollte er lernen, wie man auf einen zehn Meter hohen Telefonmast steigt.

Am zweiten Tag meines neuen Jobs fand ich mich hoch oben auf einem Mast, zusammen mit einem deutschen Techniker. Als ob dies nicht schon allein beängstigend genug gewesen wäre, wurde ein Schuss abgefeuert. Ich weiß nicht, ob er für mich, den Amerikaner, oder für den Deutschen bestimmt war. Ich hatte solche Angst, dass ich die Aufgabe so schnell wie möglich erledigte und am Mast hinunterglitt.

Es hatte Vorteile, als Telefonvermittler zu arbeiten. Die Franks hatten mir ihre Telefonnummer in Paris mitgeteilt, und da ich die Leute bei der American Telephone Company nahe der französischen Grenze kannte, konnte die Verbindung schnell hergestellt werden.

Glücklicherweise war Bertel einmal gerade da, und wir konnten miteinander reden. Ich informierte sie über meine Reise nach Sterbfritz und dass ich Kirst, die Reckers und die Flüchtlinge gesehen und die Grabstätte unseres Vaters besucht hatte. Es tat gut, Bertel alles zu erzählen, und wir vereinbarten, fast jeden Abend mit einander zu sprechen.

Zu diesem Zeitpunkt meiner Militärkarriere wurde ich zu einer frühen Version der Rolle des »Radar« in der amerikanischen Fernsehsendung M*A*S*H, der alles für jeden finden konnte. Das erste Mal war ich für die deutschen Telefonvermittlerinnen erfolgreich. Ihre größte Klage nach dem Krieg war, dass es keine sanitären Damenbinden gab. Sie baten mich, Watte als Ersatz zu beschaffen. Es ist merkwürdig, dass mir solche Gespräche nicht peinlich waren, besonders weil ich an einer von ihnen, der sehr hübschen jungen Telefonvermittlerin Erna Lösch, interessiert war. Ich fand die gewünschte Watte, und von da an war ich der Lieferant von Watte aus der Standortapotheke. Nichts war mir peinlich.

Kurz nach meiner Ankunft in Ansbach sah ich ein Flugblatt, das an die jüdischen Soldaten gerichtet war; der Besuch eines jüdischen Geistlichen wurde angekündigt. Ungefähr zwanzig jüdische Offiziere und Soldaten trafen sich mit dem Chaplain. Er erklärte uns, dass er einmal im Monat anreisen würde, um den Abendgottesdienst am Freitag zu leiten und für Seelsorge und religiöse Angelegenheiten zur Verfügung zu stehen. Für eine ständige religiöse Betreuung seien wir zu wenige.

»Liest jemand hier Hebräisch?«, fragte er. Nur meine Hand hob sich.

»Hauptgefreiter Schuster, ist es Ihnen möglich, die Freitagsgottesdienste zu leiten in den Wochen, in denen ich nicht kommen kann?«

»Ja, aber ich kann nicht singen«, erwiderte ich, was bedeutete, dass ich nicht gleichzeitig auch Kantor sein konnte.

»Das reicht, jeder Versuch ist für mich gut genug«, sagte er lächelnd und gab mir diese zusätzliche Verantwortung.

Nun mussten wir einen Platz finden, wo wir die Gottesdienste abhalten konnten. Am nächsten Tag erzählte uns ein deutscher Angestellter, dass eine alte Synagoge in seiner Straße stand. Ich konnte es nicht glauben. Ich erinnerte mich daran, wie am 9. November 1938, in der »Kristallnacht«, die Synagogen in Brand gesteckt wurden. Ich bat um Erlaubnis, den Standort zu verlassen, um die Aussage des Angestellten zu überprüfen. Zu meiner Überraschung befand sich die Synagoge genau dort, wo er sagte. Der Sanktuar war verwüstet, doch freute ich mich sehr, ihn überhaupt vorzufinden. Es war eine Synagoge, Ort der jüdischen Anbetung, und wie durch ein Wunder befand sich noch eine Sefer Tora (Heilige Schriftrolle) im Schrein. Ich konnte meinen Augen kaum trauen.

Wie kam es, dass diese Synagoge verschont worden war? Ich erfuhr später, dass das Nachbargebäude das Wohnhaus des damaligen SA-Kommandanten war. Wäre die Synagoge niedergebrannt worden, wäre auch sein Haus in Flammen aufgegangen, deswegen stellte er sicher, dass die Synagoge geschützt wurde.

Die uralte Tora war vom örtlichen Schuster gerettet worden, der eine Werkstatt gegenüber betrieb. Er war ein gutmütiger Christ, der vor den Verordnungen von 1935 bei der Synagoge als Hausmeister und Schabbes-Goj angestellt war. Am 9. November 1938, als die jüdischen Versammlungshäuser in Flammen standen, raste er in die Synagoge und nahm die Tora aus dem Schrein, umhüllte sie mit Lehmziegeln und vergrub sie in seinem Gemüsegarten hinter seinem Haus. Als Deutschland kapitulierte, grub er die Ziegeln aus und brachte die Tora wieder in den Schrein.

Als ich den Schuster traf, erzählte er mir diese Geschichte mit Freude und auch mit Trauer. Mit Freude darüber, dass die Synagoge nicht niedergebrannt wurde und dass er die uralte Tora retten konnte, mit Trauer, dass kein Ansbacher Jude, mit dem er befreundet war, überlebt hatte und zur Synagoge zurückkehren würde. Mit unseren Gottesdiensten erhalte die Synagoge wieder von jüdischen Stimmen, aber die Ansbacher Juden waren für immer stumm.

Mit Erlaubnis des Standortkommandanten traf ich mich mit dem regionalen Oberbefehlshaber, der Zivilisten beauftragte, die Synagoge zu putzen und sie wieder nutzbar zu machen. Dann benachrichtigte ich den Nürnberger Chaplain. Er war genauso erstaunt wie ich, dass das Gebäude und die Tora erhalten waren. Aus Dankbarkeit segnete er das Gebäude, damit man dort den Gottesdienst am folgenden Freitag feiern konnte. Es

war ein wunderbares Gefühl, das alte Gebäude wie in der Vergangenheit als einen Ort der Anbetung zu nutzen und wieder hebräische Gebete im Sanktuar zu hören.

So unreligiös es klingen mag, die Restauration der Synagoge und die Ausgrabung der Tora waren wie ein rächender Schlag ins Gesicht der Gestapo. Das Judentum in Deutschland wieder ins Leben zu rufen, war als ob wir Hitler und seinen Handlagern sagten: »Ihr könnt uns mal!« Irgendwie kam uns diese Geste heilig vor. In der Tat sehr heilig.

Wir zwanzig Juden waren zu wenige, um das Gebäude zu füllen. Wir benötigten mehr Glaubensgenossen, die am Gottesdienst teilnahmen. Ich hatte einen Plan. Jüdische »Displaced Persons«, KZ-Überlebende und Flüchtlinge aus Osteuropa, waren in der Nähe von Ansbach in der Bleidorn-Kaserne, einem ehemaligen deutschen Armeestandort, untergebracht worden. Das Lager wurde von einer Organisation der Vereinten Nationen, UNRRA, betreut. Der Leiter dieser Behörde war übrigens der ehemalige Bürgermeister von New York, Fiorello LaGuardia.

Wir fuhren zum Lager, um uns mit den dort wohnenden Personen zu treffen und sie zum Synagogenbesuch am folgenden Freitag einzuladen. Die meisten kamen aus Ungarn und sprachen weder Deutsch noch Englisch. Hebräisch ist aber die universelle Sprache der jüdischen Gemeinden, und daher konnte jeder teilnehmen. Wir hielten nun unsere Gottesdienste in der neuen Synagoge ab, aber nur dann, wenn der Chaplain kam und sie leiten konnte.

Während meiner Dienstzeit in Ansbach, das 60 Kilometer von Nürnberg entfernt liegt, waren die Vorbereitungen für die Nürnberger Prozesse in vollem Gange. An die Ansbacher Kommandatur wurde eine Anfrage gerichtet, ob es einen deutschsprachigen amerikanischen Soldaten gäbe, der als Dolmetscher für die Kriminalpolizei C.I.D. tätig sein könnte. Die C.I.D. war gerade dabei, ehemalige SS-Offiziere und Wehrmachtssoldaten, die sich an Kriegsverbrechen beteiligt hatten, zu verhaften. Viele von ihnen waren noch interniert und versteckten sich in Kriegsgefangenenlagern. Mir wurde befohlen, mich in Erlangen beim Offizier vom Dienst der C.I.D. zu melden. Meine Aufgabe war, mit einem designierten C.I.D.-Offizier zusammen zu arbeiten und jeden Kriegsgefangenen unter den Armen nach der Tätowierung des Doppelblitzes der SS zu untersuchen. Obwohl nicht jeder SS-Offizier dieses Zeichen trug, fanden wir viele und brachten sie vor Gericht.

Die Nürnberger Kriegsgefangenen waren ebenso zäh und hässlich wie die im Camp Beauregard, doch mit einem Unterschied: Sie waren meiner